

»Die Welt muss nicht so sein, wie sie ist«

Der Herforder Fotograf Jürgen Escher reist seit langem durch Afrika. Das Gespräch mit dem »Menschenfotografen« hat Cordula Helmig geführt

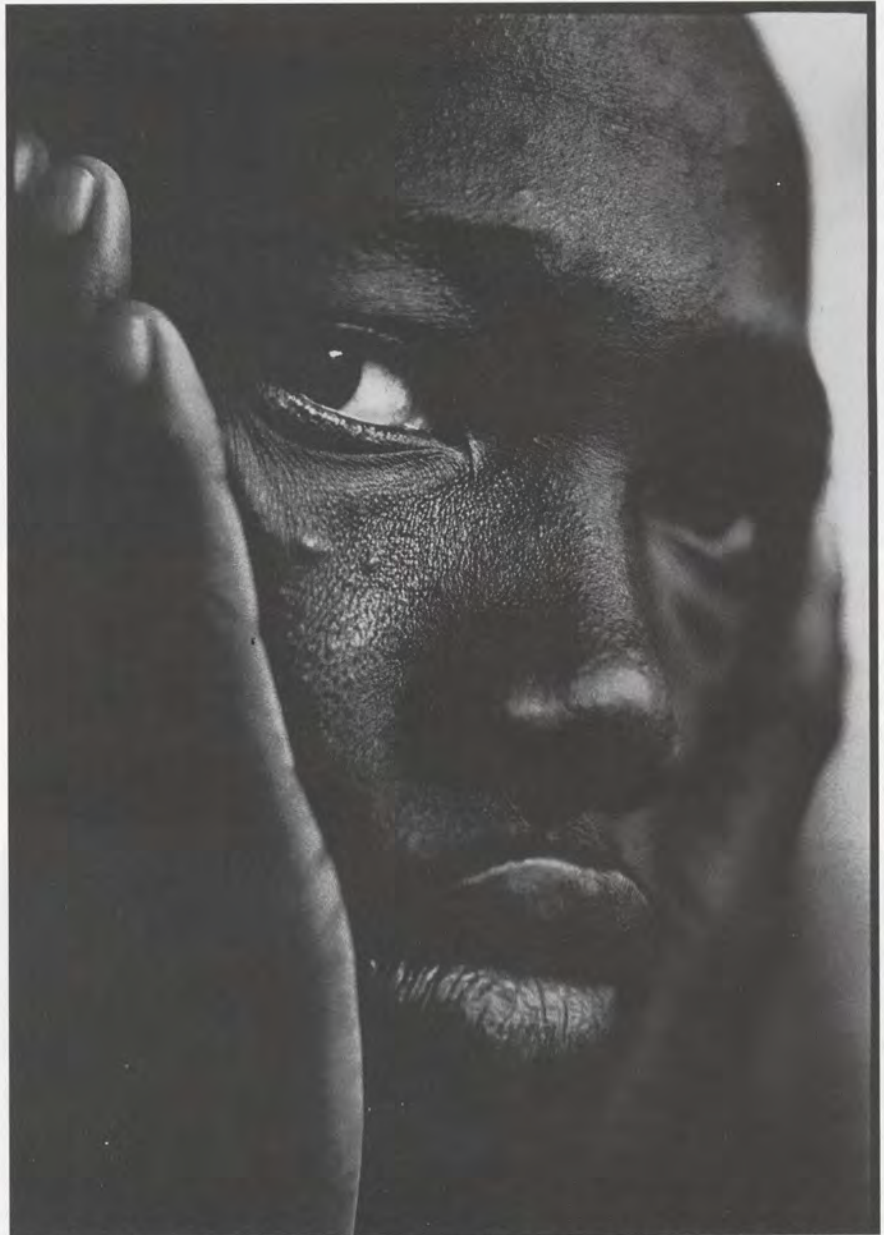
»**M**ein Bild von Afrika gibt es nicht. Ich lasse mich ein, wenn ich dort bin, ich mache mir kein Bild.« Jürgen Escher war 1985 das erste Mal auf dem Kontinent, an den er sein Herz verloren hat, wie er sagt. »Man kann es nicht mit irgendetwas anderem auf der Welt vergleichen – aber man muss es auch aushalten.« Den Dreck, das Chaos, dass vieles nicht funktioniert. Das ist die eine Seite von Afrika. Die andere: »Die unsagbare Gastfreundschaft, die Lebensfreude, die Menschlichkeit, die man so nicht kennt.«

Jürgen Escher ist Fotograf, hat in Bielefeld studiert. Er versteht sich nicht als Journalist, er sieht sich eher als Dokumentarist, als jemand, der mit der Kamera dokumentiert. 30 Mal war er in Afrika, in Ländern, wo Chaos und Krieg herrschen, und hat dort für verschiedene Auftraggeber, meistens Hilfsorganisationen, gearbeitet. In der Regel bleibt er für längere Zeit vor Ort, wenigstens für ein paar Wochen.

»Dass ein Weißer solche Bilder machen kann«

»Ich habe mich immer schnell zu Hause gefühlt, und das ist wichtig für einen Fotografen«, sagt er. Sein Vorteil sei oft gewesen, dass er als Freund von Freunden auftreten konnte und ihm schnell Vertrauen entgegengebracht wurde. »Ich wohne dann nicht im Luxushotel, sondern bei Menschen, die dort leben und arbeiten und die ich durch frühere Aufenthalte kennen gelernt habe.«

Für seinen Fotoband »Hautnah« hat er Menschen in Uganda, Burundi, Ruanda und im Kongo porträtiert, ganz nah ist er ihren Gesichtern gekommen: »Ich nehme den Leuten alles weg, ihre Haare, ihren Schmuck, und trete ihnen buchstäblich nahe.« Der magische Moment in der Fotografie sei der, wenn der Fotografierte nicht mehr den Fotografen sehe, sondern den Betrachter anschau. »Ein Arzt aus dem Kongo, der



Aus dem Fotoband »Hautnah. Berührungen mit Menschen im Herzen Afrikas«: Silverster Sengiyuyu (21), Söldner, im Sendwe-Hospital in Lubumbashi, Kongo, 22.8.2001

diese Bilder gesehen hatte, sagte mir, er hätte sich nicht vorstellen können, dass ein Weißer solche Bilder machen kann.«

Escher beklagt die typische eurozentrische Sicht auf Afrika, die Sicht des Normalbürgers, dem allabendlich via

Fernseher Bilder ins Wohnzimmer flimmern: von armen Ländern, die einem schon sehr leid tun, aber wir können ja leider nichts tun. Diese Sichtweise will er zerstören. Sein neues Projekt hat deshalb die Lebensfreude der Menschen in Afrika zum Thema, »das

Improvisieren, aus dem Nichts etwas machen; denn davon können wir ja auch lernen.« Den Alltag will er zeigen.

Hauptmotivation für seine Arbeit ziehe er aus der festen Überzeugung, dass »die Welt nicht so sein muss, wie sie ist. Wir gucken auf andere Völker aus der Perspektive eines Lebens, doch das ist viel zu kurz.« In Afrika herrsche eine völlig andere Endlichkeit; ein Großteil der Menschen sei jeden Tag unterwegs, um zu überleben.

»Es geht heute nicht mehr um echtes Verstehen«

Nach unserem Gespräch ist Jürgen Escher nach Argentinien und Paraguay gereist; auch dort dokumentiert er für die Hilfsorganisation »Adveniat« deren Projektarbeit. Davor war er in Syrien. Wollen die Menschen in Europa eigentlich alles sehen, was er und seine Kollegen sichtbar machen könnten? »Die Welt ist so kompliziert geworden, dass sie keiner mehr sehen will. Natürlich ist die Sensationsgier noch da, aber es geht nicht um ein echtes Verstehen.«

Früher sei er zwei Monate lang durch Lateinamerika gereist, und die Zeitschriften und Zeitungen hätten sich darum gerissen, seine Fotoreportagen abzudrucken. Heute gebe es dafür kein Geld mehr. Und: »Ein Foto von gestern ist heute schon alt.« Auch das ein Grund, warum er lieber für Hilfsorganisationen arbeitet: sie lassen ihm Zeit, er kann länger vor Ort sein und – er kann Veränderung erleben.

▲
Cordula Helmig ist Mitglied der
Welthaus Info-Redaktion.

